Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences

Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences

Band: 45 (1988)

Heft: 2: Die Entwicklung der Physiologie im 19. Jarhhundert und die Schweiz = L'essor de la physiologie au 19e siècle et la suisse

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Book reviews

Autor: Ackerknecht, Erwin H. / Koelbing, H.M. / Bickel, Marcel H.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen/Book Reviews

Manfred Vasold, *Rudolf Virchow. Der große Arzt und Politiker.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1988. 423 p., 11 Abb.

In 18 Kapiteln schildert der Autor Leben und Werk des international berühmten Arztes der Jahrhundertwende, des aus Pommern stammenden Berliner Professors der pathologischen Anatomie, Politikers und Anthropologen Rudolf Virchow. Seit 1945 beginnt man sich in Deutschland wieder mehr für den in der deutschen Geschichte in seiner Art einzigen Mann zu interessieren.

Das Buch ist materialreich und recht leserlich, wenn auch bisweilen etwas weitschweifig. Auch der Apparat ist gut gemacht. Wissenschaftlich bringt es allerdings nichts Neues, und der Titel wäre umgekehrt, «Politiker und Arzt», wohl zutreffender gewesen. Denn was über Virchow medizingeschichtlich ausgesagt wird, ist überwiegend Sozialmedizinisches. Das entspricht dem Bildungsgang des Autors als Historiker wie auch der Zeitmode. Wer eine Übersicht und Analyse der wissenschaftlichen Leistung des Mediziners Virchow sucht, wird auf ältere Publikationen zurückgreifen müssen.

Erwin H. Ackerknecht

Stefan Winkle, *Die heimlichen Spinozisten in Altona und der Spinozastreit.* Hamburg 1988. Beiträge zur Geschichte Hamburgs, Bd. 34. 136 p., 10 Abb. DM 24,–.

Der Autor des ausgezeichneten Struensee-Buchs von 1983 schildert hier die Krypto-Spinozisten Dr. J. K. Dippel, Th. L. Lau, J. L. Schmidt, J. C. Edelmann, Dr. J. C. Carl, Dr. J. F. Struensee, Dr. H. Gerson, den zweideutigen H. S. Reimarus aus Altona und ihren Vorgänger Matthias Knutsen. Dies ist weit mehr als ein langes Nachwort zu dem Struensee-Buch oder ein Stück Lokalgeschichte. Es ist auch ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus, der zur selben Zeit wie der Spinozismus entstand und durch den alle unsere Helden passierten. Es ist ein Beitrag zur Geschichte der Medizin (Kontagionismus) – die Hälfte der Helden waren ja Ärzte. Oder zur Geschichte der deutschen Juden im 18. Jahrhundert (die Gersons), oder zur Geschichte der Frühaufklärung. Wichtige Fakten z. B. über Lessing, Herder, Leibniz oder Goethe werden beigebracht. – Ein sehr lesenswertes Buch.

Erwin H. Ackerknecht

Peter Voswinkel, *50 Jahre Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie.* Verlag Murken Altrogge, Herzogenrath 1987. 124 S., 59 Abb.

Die Deutsche Gesellschaft für Hämatologie hat anläßlich ihres 50-Jahr-Jubiläums wiederum eine wertvolle Publikation zur Geschichte ihres Fachs erscheinen lassen. Durch einen Glücksfall ist Kollege Voswinkel, der Autor dieser kleinen Monographie, sowohl Hämatologe als auch Medizinhistoriker. Die Vorgeschichte der Gesellschaft beginnt in Berlin, wo A. Pappenheim (auch Gründer der Folia Haematologica, 1904), E. Grawitz und Th. Brugsch schon 1908 die Berliner Hämatologische Gesellschaft gründen am einstigen Wirkungsort von Virchow und P. Ehrlich. Diese Gesellschaft hatte aber erst 1937 eine gesamtdeutsche Nachfolgerin von Victor Schilling in Münster, gleichzeitig mit einem internationalen Hämatologentreffen, organisiert. Sowohl der Erste Weltkrieg als auch die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Hämatologen – mindestens ein Fünftel aller deutschen Hämatologen – haben lähmend gewirkt. Symbolisch für diese Gruppe ist der ins Vergessen verdrängte Hans Hirschfeld, Herausgeber der Folia und des 1932-Handbuchs, der nicht emigrieren wollte und der mit dem ihm einst von seinem Lehrer Virchow geschenkten Mikroskop in der Hand ins KZ ging. Außer Schilling sind noch H. Schulthess, W. Schultz, A. Schittenhelm und L. Heilmayer unter den Gründern zu nennen. Diese Gesellschaft war natürlich «gleichgeschaltet». Wissenschaftliche Konflikte wurden damals noch in deutscher Tradition mit großer Erbitterung ausgetragen. Im Zweiten Weltkrieg waren die deutschen Hämatologen vor allem mit den Problemen der Bluttransfusion beschäftigt. Nach dem Zusammenbruch 1945 gibt es zwei Deutschland und auch zwei hämatologische Gesellschaften. Die westliche – eben jene, die hier ihr Jubiläum feiert – ist erst seit Ende der 60er Jahre wieder fest auf den Beinen. Die allgemeine Superspezialisierung bedroht auch sie. 1975 zählte man schon 26 Forschungsrichtungen in ihr.

Ein Drittel des Buchs ist eine hervorragende Dokumentation, z. B. eine alphabetische Liste der Vorstands-, Beirats- und Ehrenmitglieder seit 1937 mit Hauptveröffentlichungen und oft auch Porträts. Fleiß, Ehrlichkeit und Sachkenntnis des Autors sind bewundernswert. Erwin H. Ackerknecht

Michel Valentin, *François Broussais 1772–1838. L'Empereur de la Médecine.* Dinard. Assoc. des Amis du Musée du pays de Dinard. 1988. 318 p., 36 ill.

Es scheint, daß man in Frankreich sich allmählich wieder erinnert, daß die

französische Medizin von 1816 bis 1838 von François Broussais (nicht etwa Laennec oder Bayle!) beherrscht wurde, der auch im Ausland sehr geachtet wurde. Vor zwei Jahren erschien das ausgezeichnete Buch des Philosophiehistorikers J. F. Braunstein über Broussais und die Philosophie. Jetzt gibt uns unser Kollege Michel Valentin, Altvizepräsident der Société Française de l'Histoire de Médecine, eine hervorragende Darstellung von Leben, Karriere und medizinischem Denken und Wirken des François Broussais. Der kleine Sohn eines Schiffschirurgen aus St-Malo – die rückständigen Bretonen scheinen damals wie die rückständigen Schotten den fortschrittlichen Zentren ihrer Länder Eliten geliefert zu haben – diente 1792–94 als Soldat in der republikanischen Armee, 1795–98 als Schiffschirurg, nach einem Medizinstudium in Paris als Armeearzt in den Napoleonischen Heeren von 1804 bis 1814. Dann begann sein rascher Aufstieg als Chefarzt und Professor am Val-de-Grace. Valentin schildert sein neues System, die «physiologische Medizin», mit der «gastroenterite» als Grundkrankheit für alles. Er beschönigt nicht seine mörderische Therapie und Megalomanie.

Das Buch hat viele Tugenden: der ausgezeichnete Apparat, die Illustrationen, die breite historische Grundlage, der flüssige Stil, usw. Das Beste und Neuste sind aber wohl etwa 30 Seiten Briefe des jungen Broussais an seine Eltern und Braut, die ihn zum ersten Mal persönlich sympathisch erscheinen lassen. In seinen Publikationen ist der aufgeblasene Schimpfbold nämlich schlechthin ekelhaft. Man darf allerdings nicht vergessen, daß auch die entzückendsten Ferkel später meist nicht mehr so entzückend sind.

Das Rätsel bleibt, wie dieser Mann so hoch steigen und trotz seines Charakters und seiner unsinnigen Theorien auch einiges Gute bewirken konnte. Ich habe vor 35 Jahren auf seine politischen Beziehungen getippt. Dr. Valentin neigt zu seinen militärischen Verbindungen. Gelöst ist das Rätsel noch nicht. Vielleicht gibt es keine eindeutige Antwort? Es existiert übrigens, wie wir leider wissen, auch in der politischen Geschichte.

Erwin H. Ackerknecht

J. H. Cassecoy, *The New Age of Health Laboratories 1885–1915*. National Library of Medicine, Bethesda MD 1987. 18 p., 26 Abb.

Dies ist der reich und intelligent bebilderte Katalog einer Ausstellung in der National Library of Medicine, Bethesda MD (May–October 1987) zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Pasteur-Institutes und des National Institute of Health. Der Titel des an sich gut geschriebenen Broschürleins

verspricht mehr, als er hält: Es ist im wesentlichen ein Artikel über Pasteur, Koch, ihre Institute und das Hygienic Institute, den Marine Hospital Service, des Vorläufers der NIH. Erwin H. Ackerknecht

J. M. Lopez Pinero, M. J. Baguena Carvellera, J. L. Barona Vilar, J. L. Fresquet Febrer, M. L. Lopez Tirada, J. Pardo Tomas, V. L. Salavert Fabiani, *Las ciencias medicas basicas en la Valencia del siglo XIX*. Ed. Alfons el Magnanim, 46003 Valencia 1988. 329 p.

Dieses Buch faßt die Ergebnisse jahrzehntelanger Forschungen der rühmlichst bekannten Gruppe Lopez Pinero in Valencia zusammen. Nach einem Vorwort von Lopez Pinero werden der institutionelle Rahmen des Phänomens (Autoren M. L. Lopez Tirada, Pardo Tomas, V. L. Salavert Fabiani), die morphologischen Wissenschaften (J. L. Barona Vilar), die Mikrobiologie (M. L. Baguena Carvellera) und die Pharmakologie (J. L. Fresquet Febrer) dargestellt. Es handelt sich natürlich primär um ein Stück Lokalgeschichte, das allerdings im Rahmen der allgemeinen und medizinischen Geschichte und Nationalgeschichte behandelt wird. Die ebenso bewegte wie unglückliche Zeit Spaniens im 19. Jahrhundert hatte natürlich einen negativen Einfluß auf die medizinische Entwicklung Spaniens und Valencias. Außer der Universität spielten in Valencia eine wichtige Rolle das Medizinische Institut und die Medizinische Akademie, und besonders das Boletino des ersteren. Die fortschreitende Zentralisation wird meist als negativ empfunden. Die Entwicklung des medizinischen Unterrichts erfolgte später und war stärkeren Schwankungen unterworfen als in Frankreich, England und Deutschland. Es ist typisch, daß die Fakultät bis 1885 kein eigenes Gebäude hatte. Laboratorien waren damals oft in Spitälern untergebracht. Außer dem französischen Einfluß war vor allen Dingen der Darwinismus richtunggebend. Die Abfassung und Einführung von Plänen scheint beinahe eine Manie gewesen zu sein. Die Anatomie von Valencia, berühmt seit dem 15. Jahrhundert, konnte von 1883 bis 1885 Ramon y Cajal aufweisen. Sonst waren die Professoren eher mittlerer Größe, werden aber meist sorgfältig analysiert. Die Mikrobiologie ist wegen der epidemischen Probleme (z. B. Trichinose, Pocken, Diphtherie) bemerkenswert. Viel Beachtung fand die frühe Choleraimpfung des Taragonesen Ferran. Viele wissenschaftliche Forscher waren klinisch (auch als Chirurgen oder Gynäkologen) tätig. Der Anfang des Jahrhunderts zeigte einen Niedergang, die Mitte eine Übergangsperiode und das Ende eine deutliche Erholung, besonders auf dem Gebiet der Morphologie und Pharmakologie. Valencia verlor aber in dieser

Zeit Studenten und Professoren an größere Zentren wie Madrid und Barcelona.

Die gelehrte Qualität ist, wie immer bei Valencia, sehr gut. Aber ein Index wäre doch recht nützlich gewesen. Erwin H. Ackerknecht

J. M. Lopez Pinero, *El grabado en la ciencia Hispanica. Consejo superior de investigaciones cientificas.* Madrid 1987. 340 p., 60 ill.

Diese interessante, originelle und teilweise schöne «Anthologie» ist gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte der spanischen Wissenschaften und der spanischen Kunst vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Die 60 Tafeln zeigen alle Reproduktionstechniken vom Holzschnitt über den Kupferstich zur Farblithographie. Sie stammen im wesentlichen aus Werken zur Mathematik, Astronomie, Paläontologie, Botanik, Zoologie und Anatomie (inkl. mikroskopische Anatomie). Auch etwas Chirurgie und Medizin. Besonders zahlreich sind Bilder von Instrumenten, Apparaten und Maschinen. Der Verfasser hat versucht, für dasselbe Blatt möglichst einen ausgezeichneten Wissenschaftler und einen hervorragenden Künstler zu kombinieren, was nicht leicht ist. Am besten ist ihm dies wohl bei Ramon y Cajal gelungen. Ästhetisch ergeben die Mathematik wohl am wenigsten, Anatomie und Botanik wohl am meisten. Die Einleitung und die Kommentare sind bei Lopez Pinero natürlich ausgezeichnet, um so mehr, als er schon seit 1962 kleinere Arbeiten zu diesem Thema publiziert hat. Erwin H. Ackerknecht

Philipp Hauser, *Atlas Epidemiografico del Colera de 1885 en Espagna (1887).* Estudio introductosio por J. M. Lopez Pinero. Conseleria de Sanitati Cosum. Generalit. de Valencia 1987. 18 Karten, 12 p. Text.

Die ausgezeichnete Einleitung von Lopez Pinero bringt die wichtigsten Fakten über die Choleraepidemie in Spanien von 1884/1885, die ein Teil der vierten Pandemie war, die letzte wichtige spanische Epidemie (immerhin 120 250 Todesfälle). Dies ist auch das Jahr der ersten Choleraimpfungen des Spaniers Ferran. Weiterhin bringt Lopez Pinero eine äußerst interessante kurze Ergobiographie des vergessenen, aber beachtenswerten Herausgebers des Atlas, Philipp Hauser (1832–1925), eines ungarischen Juden, der in Wien studierte, 1858 in Bern graduierte und via Tanger nach Gibraltar kam, wo er den ersten Cholerafall diagnostizierte (1860). Dann ging er nach Sevilla (1872) und schließlich 1883 nach Madrid, wo er mit 92 Jahren verstarb. Philipp Hauser entfaltete eine unglaubliche Fruchtbarkeit als Forscher und Autor. Dieser vortreffliche Atlas ist das Supplement seines dreibändigen

Buches (1887) über die Cholera von 1885, das sich auf offizielle Enqueten stützen konnte. Der Atlas besteht aus 5 Karten über die Ausbreitung der Cholera in ganz Spanien, 4 Karten über Valencia, 4 über andere Provinzen und 4 über das Vorrücken der Cholera an gewissen Flüssen. Koch hatte soeben (1883) den Bazillus entdeckt; Hauser war aber ein dezidierter Anhänger der Pettenkoferschen Bodentheorie.

Der Atlas ist von großem Interesse für den Seuchenhistoriker, dürfte aber sogar noch dem Epidemiologen von heute manches bieten.

Erwin H. Ackerknecht

José Maria Lopez Pinero, *El Arte de navigar en la Espana del Renacimiento.* Editorial Labor S. A., Barcelona 1986. 285 p., 439 Abb.

Der rühmlich bekannte Valencianer Medizinhistoriker legt hier einen beachtenswerten Beitrag zur Wissenschafts- und Technikgeschichte vor, angeregt durch die Ähnlichkeit der epochalen Wendung zur Weltraumfahrt im 20. und der Wendung zur Meerschiffahrt außerhalb des Mittelmeers im 15. Jahrhundert. Er beschäftigt sich besonders mit dieser Wendung im Spanien des 16. Jahrhunderts. Von den 8 Kapiteln des Buches sind die ersten 2 den Fortschritten in zwei Wissenschaften gewidmet: Astronomie (z. B. Abraham Zacutus 1490, Alfonso de Cordoba 1503) und Geographie (z. B. Pedro Martyr 1494, Juan de la Cosa 1500), welche die Vorbedingungen der nautischen Entwicklung waren. Im 3. Kapitel werden zwei der grundlegenden Techniken zur Ermittlung der Position eines Schiffes, fern aller Küsten, behandelt, die Bestimmung des Breitengrades mit dem schon bekannten (arabischen?) Kompaß und die Herstellung von Seekarten. Gleichzeitig werden Zentralstellen für die spanische Seefahrt in Sevilla geschaffen: die Zentralkontrolle 1503, der Rat für Indien 1524. Das 4. Kapitel referiert eine Reihe der grundlegenden Werke zur «Schiffahrtskunst» wie die von Fernandez de Enciso (1519), Rodrigo Zamorano (1581), Pedro de Medina (1545), usw., alle viel übersetzt und benützt. Astrolabium und Quadrant erleichtern die Seefahrt. Ersteres wird in einem 1587 in Mexiko (!) erschienenen Buch des Diego Garcia de Palacio besonders empfohlen. Das 5. Kapitel behandelt die Probleme, die durch die magnetische Abweichung (besonders bei Alonso de Santa Cruz 1508) und die Längengradmessung (erst 1635 geglückt) entstanden. Kapitel 6 beschäftigt sich mit der neuen Kartographie von Sevilla, so verschieden von der mittelalterlichen, in Majorka beheimateten. Kapitel 7 zeigt, wie sich das Leben auf dem Schiff (und die Hierarchie) und Bau sowie Struktur desselben wandelt. Die mittelmeerische Galeere wird durch die

Karavelle verdrängt. Kapitel 8 stellt fest, daß die antike Verachtung der Technik durch Achtung und Fortschrittsglauben ersetzt werden. Spanien fühlt sich als Weltmacht durch den Besitz der Schiffahrtkunst. Medizinische Aspekte wie Hernandez und Monardes werden nur erwähnt.

Dies ist durch die über 400 Abbildungen, die der Autor viele Jahre lange bei der Vorbereitung dazu zusammengetragen hat, nicht nur ein sehr substantielles und gekonntes, sondern auch ein sehr schönes Buchs.

Erwin H. Ackerknecht

Danielle Gourevitch, *Le triangle hippocratique dans le monde gréco-romain – le malade, sa maladie et son médecin.* Ecole française de Rome, 1984. 569 S.

«Die Heilkunst umfaßt dreierlei: die Krankheit, den Kranken, den Arzt [...]. Der Kranke muß sich zusammen mit dem Arzt gegen die Krankheit wehren.» So hat Hippokrates *(Epidem.* 1, Kap. 11) das Dreieck umrissen, das Frau Gourevitch in ihrem nach Umfang und Inhalt imposanten Werk exploriert. Ihre Formulierung des Untertitels weist darauf hin, daß der Kranke den Eckpunkt darstellt, von dem sie ausgehen will, der Kranke, der *seine* Krankheit erlebt, der bei *seinem* Arzt Hilfe sucht und findet – oder auch nicht.

Der historische Raum, auf den sich Frau Gourevitch konzentriert, ist das Imperium Romanum im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. Ihrem Ziel entsprechend zieht sie aus dieser Epoche jede Art von Literatur heran, die ihr Thema beleuchtet: medizinische, biographische und philosophische Schriften, Briefe und Dichtung. Sie beschränkt sich auf die heidnischen Autoren: mit den christlichen beginnt ihrer Auffassung nach eine völlig neue Denkart. Jedoch greift sie gegebenenfalls bis zu den Hippokratikern zurück: *«Il est indispensable de fixer des limites dans le temps, et impossible de s'y tenir»* (S. 2).

Dem grundlegenden Konzept entsprechend, gliedert sich das Werk in zwei Teile: 1. Das Erlebnis der Krankheit, 2. Die Beziehung Patient – Arzt (und natürlich nicht umgekehrt, im Gegensatz zu der Usanz von uns Historikern ärztlicher Herkunft). Von den fünf Kapiteln des 1. Teils stellen vier *die verschiedenen Formen* dar, *in denen Krankheit erlebt wird:* (1.) Krankheitserlebnis als Grundlage und Rechtfertigung der eigenen Existenz im «Abenteuer» des Caelius Aurelianus Aristeides – und dessen Deutungen. Daß Frau Gourevitch die Interpretationen analysiert, welche die als Lobpreis des Helfers und Heilers Asklepios präsentierte Autopathographie jenes Intellektuellen aus dem 2. Jahrhundert im Lauf der Zeit erfuhr, könnte zunächst als bloßer gelehrter Exkurs erscheinen. Es liegt aber mehr darin:

wir erkennen, wieviel Zeitbedingtes und wieviel Persönliches unsere Interpretationen einer historischen Quelle enthalten können. (2.) Die Ausbeutung der Krankheit: Simulation. Griechen benützen sie manchmal als Mittel, um drückenden bürgerlichen Ehrenämtern zu entgehen, Römer, um sich dem harten Militärdienst zu entziehen. (3.) Die Verneinung der Krankheit: Dissimulation. (4.) Die absolute Verweigerung der Krankheit: Selbstmord. Durchwegs wird deutlich, wie das Erleben der Krankheit eng mit dem Erleben der sozialen Umwelt verflochten ist. Als paradigmatische Krankheit stellt die Autorin im letzten Kapitel des 1. Teils die Gicht dar.

Der 2. Teil, *Patient und Arzt,* beginnt mit der Gegenüberstellung der hippokratischen Tradition ärztlicher Deontologie und der neuen Idee der Philanthropie, der *humanitas* des Arztes, in der Danielle Gourevitch, im ausdrücklichen Widerspruch zu Lain Entralgo (S. 281), eine Forderung des römischen Publikums sieht: der Arzt soll nicht mehr, wie Aristoteles es verlangte, strikt allein die Regeln der Kunst anwenden, sondern er soll dem Kranken verständnisvoller Freund sein. *«Ce sentimentalisme va détourner les médecins de leur devoir scientifique et contribuer au déclin de l'art médical* (S. 288) – ein kühner Schluß!

Es folgt (Kap. 2) die Ankunft des griechischen Arztes in Rom, ein unvermeidliches Thema, doch aus den Quellen neu beleuchtet, darauf (Kap. 3) die überraschende und zeitlich wieder sehr weit gespannte Untersuchung über die behauptete Xenophobie der griechischen Ärzte, die Wurzeln und die Entwicklung dieser absurden Legende. Damit ist der Boden vorbereitet für das prächtige 4. Kapitel über das römische Zerrbild des griechischen Arztes, wie vor allem Plinius es zeichnet: *L'Anti-Hippocrate ou le roman noir de la médecine.* Dem wird (Kap. 5) das Bild des guten Arztes gegenübergestellt, wie es sich aus den Grabschriften ergibt, des Arztes, den persönlicher Anstand und berufliche Kompetenz gleichermaßen auszeichnet: *probitas morum et peritia artis.* Wie der erste Teil, so schließt auch der 2. mit einem illustrativen Einzelbeispiel: Cicero und die Ärzte.

Innerhalb des großen gemeinsamen Rahmens des Kaiserreiches bleiben Griechen und Römer doch verschieden und unterscheidbar. In ihrer *Conclusion* kommt Danielle Gourevitch nochmals auf das römische Postulat der ärztlichen Humanität zu sprechen (S. 462): *Ce n'est pas un paradoxe si le malade romain qui, souvent, a une peur particulièrement aigue du pouvoir du médecin étranger, réclame alors d'en être personnellement aimé: c'est là une grande originalité* [schon Philippe Mudry hat sie bei Celsus hervorgehoben] *et une étape importante dans l'histoire de la relation malade–médecin.»*

Wie alles, was Danielle Gourevitch schreibt, ist auch dieses Buch auf sehr gründlichen und umfassenden Studien der Quellen und der Sekundärliteratur aufgebaut. Der Text ist ausgezeichnet formuliert. Drei Register (antike Werke, antike Personen, moderne Autoren) und vor allem ein detailliertes Inhaltsverzeichnis erlauben es dem Leser, in dem doch sehr umfangreichen Band ohne weiteres das zu finden, was ihn persönlich besonders anspricht. H. M. Koelbing

Ronald W. Clark, *The Life of Ernst Chain*. Penicillin and Beyond. Weidenfeld and Nicolson, London 1985. 217 p., 19 Abb.

Der Autor, bekannt durch seine Biographien von Einstein, Freud und anderen Berühmtheiten, beschreibt Leben und Werk eines weiteren außergewöhnlichen Menschen innerhalb der erregenden und dramatischen Jahrzehnte vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Ernst Chain, 1906 als Kind eines russischen Emigranten und einer deutschen Mutter in Berlin geboren, emigriert 1933 als Pianist und Biochemiker nach England. Der Biochemiker gewinnt die Oberhand, entwickelt während des Krieges Penicillin als Heilmittel und wird dafür nach einer Karriere von kaum einem Dutzend Jahren mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. 1948 verlegt er seine Tätigkeit an das Istituto Superiore di Sanità in Rom und ab 1964 an das für ihn geschaffene biochemische Zentrum am Imperal College in London. Die Isolierung, therapeutische Erprobung und mengenmäßige Gewinnung von Penicillin unter bescheidenen Bedingungen in Oxford gehört zu den großen Sagas der Medizingeschichte. Sie führt von Flemings Laboratoriumskuriosität und anfänglich rein biochemischem Interesse Chains zum revolutionierenden Therapeuticum und großindustriellen Produkt. In Rom und London wird der Weg zu den heute weit verwendeten semisynthetischen Penicillinen gefunden, und neue Ideen und Impulse Chains betreffen auch ganz andere Gebiete der Biochemie. Als Technologe mit gutem Geschäftsinstinkt hat Chain nicht zuletzt die Fermentationstechnik gefördert und zum Ausgangspunkt für moderne Biotechnologie werden lassen.

Chain war nicht nur ein hochbegabter Wissenschaftler und Musiker, sondern darüber hinaus ein Mensch von großer Kultur und vielfältigen Interessen. Sein besonderes Interesse galt dem Judentum und der Pflege jüdischer Wertvorstellungen. Sein ständiges Ungenügen an seinen Lebens- und Arbeitsbedingungen und den dafür Verantwortlichen mag seine Energie angestachelt haben, hat jedoch auch seine menschlichen Beziehungen schwer belastet. Dies galt etwa in bezug auf seinen Chef Florey, den Rivalen seines

Ruhms Fleming, das Medical Research Council als (zu-wenig) Geld-geber sowie zahlreiche «bürokratische Idioten». In seinem letzten Jahrzehnt hat er von seiner Biochemie aus auch die neu aufkommende Molekularbiologie bekämpft. Der Autor bestärkt meinen eigenen, auf wenige kurze Kontakte beschränkten Eindruck, daß Chains brillante Karriere überschattet war von dauerndem Mißbehagen und Kampf gegen die vielen, die ihn vermeintlich schlecht behandelten.

Ronald C. Clark legt uns ein flüssig geschriebenes, ebenso informatives wie menschlich berührendes Buch vor. Es wird bereichert durch Bilder, zahlreiche Zitate und ein ausführliches Register. Der Autor bleibt in der Darstellung wissenschaftlicher Dinge durchaus korrekt, auch da, wo er – wie etwa in den Kapiteln über Penicillin und seine Probleme – sehr ins Detail geht. Dies unterscheidet ihn von zahllosen anderen Biographen, die sich ebenfalls an großen Wissenschaftlern versucht haben. Marcel H. Bickel

Johann Friedrich Horner (1831–1886), *Der Begründer der Schweizer Augenheilkunde in seiner Autobiographie.* Nach dem Manuskript neu herausgegeben von Huldrych M. Koelbing und Christoph Mörgeli. Bd. 6 der Schriften zur Zürcher Universitäts- und Gelehrtengeschichte. Hans Rohr, Zürich 1986.

Diese Schrift, dessen Hauptstück die Autobiographie Horners bildet, bietet erheblich mehr als eine Lebensbeschreibung im herkömmlichen Sinn. Das Buch gehört in die Bibliothek nicht nur des Ophthalmologen, sondern eines jeden historisch interessierten Arztes.

Wie aus der von H. M. Koelbing verfaßten *Einleitung* (S. 7–10) hervorgeht, war Horners Autobiographie schon ein Jahr nach dessen Tod vom Pariser Augenarzt Edmond Landolt herausgegeben worden. Im Hinblick auf die chronologische Nähe der in der Biographie erwähnten Begebenheiten und dem Zeitpunkt der Veröffentlichung, fand Landolt es schicklich, den Hornerschen Text an manchen Stellen zu stutzen: diese Edition kann demnach nicht mehr befriedigen. Dr. phil. Christoph Mörgeli nahm den bis heute erhaltenen Originaltext der Autobiographie nochmals zur Hand und besorgte eine einwandfreie originalgetreue und ungekürzte Transkription in modernes Deutsch. Dieses von Horner «Notizen zu meiner Biographie (März 1885 begonnen)» überschriebene Manuskript bildet das Hauptstück des Buches (S. 11–75). Der Text beginnt mit Horners Geburt am 27. März 1831 und endet in der Begegnung mit von Graefe im Winter 1859/60 in Olten. Die Biographie umfaßt somit die historisch so bedeutsame Zeit, in der die

Ophthalmologie sich von der Chirurgie als eigene Spezialität abzulösen begann. Nach der anschaulichen Schilderung seiner Kindheit und der Jugendjahre, «eine Zeit, in der eine Menge deutscher Flüchtlinge nach Zürich kam und vielfach mit den Universitätskreisen verkehrte» (S. 20), kommt Horner ausführlich auf die Zeit zu sprechen, die als seine Lehr- und Wanderjahre zu bezeichnen ist, die ihn quer durch Europa (Wien, München, Berlin, Paris usw.) führte. Horner, an kulturellen Veranstaltungen interessiert, suchte jedoch besonders Kontakt mit Kollegen und knüpfte manche Freundschaft, die ein Leben lang hielt.

Zu Horners Wesen gehörte eine kritische Einstellung zu den Mitmenschen; so ist seine Biographie voller freimütiger Urteile über die Mediziner, denen er begegnet war. Der Leser ist Christoph Mörgeli dankbar für den ausführlichen Anmerkungsapparat (S. 87–99) mit 228 Nummern, der vor allem die Lebensdaten und die berufliche Stellung der erwähnten Personen enthält. Horners Text wird somit zu einer Art von kurzgefaßtem Kompendium der Medizingeschichte der Mitte des 19. Jahrhunderts; der Stoff ist um so interessanter, als der Bericht mit zahlreichen kritischen Bemerkungen durchsetzt ist. Dem Leser wird von einem scharfsichtigen Beobachter ein anschauliches Bild einer bedeutsamen Epoche der Medizin vor Augen geführt. Leider bricht Horner seine Biographie da ab, «wo er – mit 28 Jahren – als Wissenschaftler und als Dozent, als Arzt wie in seinen persönlichen Beziehungen in voller Entfaltung stand» (Koelbing, S. 77).

Die weiteren Lebensumstände Horners und seine Bedeutung für die Schweizer Ophthalmologie weiter darzulegen, übernahm Huldrych M. Koelbing im Kapitel «Professor Horner» (S. 77–85, mit Anmerkungen S. 99–100). In seinen Ausführungen kommt H. M. Koelbing auch auf das *Horner-Syndrom* zu sprechen (S. 83–84), dessen Geschichte mit François Pourfour du Petit im Jahre 1712 beginnt, sich mit Claude Bernard (1852) fortsetzt und mit der Studie von Bruno Kisch, «Horners Syndrom in American discovery», 1951 ein etwas überraschendes und vielleicht vorläufiges Ende findet.

Die spannend zu lesende Schrift wird durch 5 kleine Kapitel abgeschlossen, nämlich: 16 Tafeln mit 24 fotografischen, historisch interessanten Reproduktionen; einem Verzeichnis der 38 Publikationen Horners (Vielschreiberei war Horner zuwider); einer Liste der 28 unter Horner entstandenen Dissertationen; einem Literaturverzeichnis über Horner; einem Register der in der Autobiographie erwähnten Personen, in der sich Namen finden wie Billroth, Bowman, Broca, Daviel, Desmarres, Donders, Esmarch, Graefe, Helmholz usw.

Das Buch bildet einen würdigen Abschluß des Gedächtnisjahres zum 100. Todestag Friedrich Horners (20. Dezember 1886), des Lehrers «der Schweizer Augenärzte der nächsten Generation» (Koelbing, S. 85).

René Bernoulli

Harald Nielsen, *Medicaments used in the treatment of Eye Diseases in Egypt, the countries of the Near East, India and China in antiquity*. Odense University Press, 1987.

Die vorliegende, 76 Seiten umfassende, mit elf Bildtafeln versehene, von cand. med. Karen Marie Jørgensen ins Englische übertragene Schrift wird dem an der Geschichte der Augenheilmittel Interessierten als handliches Nachschlagewerk gute Dienste leisten. In den letzten Jahrzehnten hat die Entzifferung sowohl der antiken Pharmazie-Texte als auch der zahlreich aufgefundenen Arztstempel beträchtliche Fortschritte gemacht. Es ist das Verdienst von Harald Nielsen, diese Quellen gesichtet und die aufgeführten Therapeutika in alphabetisch geordneten Tabellen zusammengestellt zu haben. Rezeptbeispiele ergänzen die Listen der angegebenen, dem Tier- (inkl. Menschen), Pflanzen- und Mineralreich angehörenden pharmazeutisch verwendeten Substanzen. Besonders dienlich sind die den einzelnen Pharmaka je nach der Region ihrer Anwendung vorangestellten Kennbuchstaben R, I, B, E, C für Rom, Indien, Babylonien, Ägypten und China. Es wird auf diese Weise sofort ersichtlich, in welchen Gegenden das entsprechende Heilmittel Verwendung fand, was zu interessanten Vergleichen und Überlegungen führt. So wurde beispielsweise die schon im Papyrus Ebers erwähnte Ochsenleber später auch in China, Indien und Rom verordnet. Wenn man zudem erfährt, daß gegen Ende des ersten Jahrtausends in China bei blutunterlaufenen Augen – wahrscheinlich handelte es sich um Xerophthalmie – Pillen aus gepulverter Leber verordnet wurden, ist wohl anzunehmen, daß opotherapeutische Verfahren (im vorliegenden Fall Vitaminbehandlung mittels eines vitaminreichen Organs) schon frühzeitig bekannt waren.

Ein verhältnismäßig großer Teil der Studie ist der medikamentösen Therapie der Augen im alten China und angrenzender Gebiete gewidmet, wobei der Autor sich auf die Mithilfe namhafter Sinologen stützen konnte. Es überrascht, daß in der langen Liste der alten chinesischen Augenheilmittel Opium nicht aufgeführt ist. Diese Droge war bis ins 8. Jahrhundert im Reich der Mitte unbekannt; sie soll von den Arabern eingeführt worden sein. In einem kleinen Kapitel wird erörtert, ob die Chinesen, wie schon behauptet

wurde, die Erfinder der Brille waren. Die Frage ist eher zu verneinen: nach H. Nielsen datiert das erste chinesische Buch, das Brillen erwähnt, aus dem 16. Jahrhundert; hingegen ist eine Brille schon auf einem in Treviso, in der italienischen Provinz Venezien, sich befindenden Gemälde aus dem Jahre 1352 abgebildet.

Im Schlußwort wird die kulturhistorisch interessante Frage angeschnitten, ob die Anwendung gleicher Heilmittel in verschiedenen Zivilisationen nicht dahingehend zu deuten ist, daß in der Antike die gegenseitigen Beziehungen auch weit entfernt liegender Völkerschaften reger und vielschichtiger waren, als bisher angenommen wurde.

Anmerkungen und ein Literaturverzeichnis vervollständigen die interessante Arbeit. René Bernoulli

Gunhild Kübler, *Geprüfte Liebe.* Vom Nähmädchen zur Professorenfrau. Jakob Henle und Elise Egloff in Familienbriefen. Artemis Verlag, Zürich/München 1987.

Der Anatom Jacob Henle (1809–1885) heiratete in erster Ehe eine 12 Jahre jüngere Näherin von unehelicher Geburt aus einfachen ländlichen Verhältnissen. Zur Vermittlung einer gewissen standesgemäßen Bildung ließ er sie für ein Jahr in ein deutsches Pensionat eintreten und gab sie dann noch ein Jahr in die Familie seiner Schwester in Trier, von deren endgültigem Placet er seinen Heiratsentschluß abhängig machte. Nach zwei Jahren einer glücklichen Ehe, aus der zwei Kinder hervorgingen, starb die junge Frau an Lungentuberkulose.

Die ungewöhnliche Partnerwahl gab Stoff für dichterische Darstellungen, so von Berthold Auerbach, Charlotte Birch-Pfeiffer und Gottfried Keller (Novelle «Regine» im Sinngedicht). Das vorliegende Buch ist der authentische Briefwechsel zwischen Henle, seiner Braut, Schwester und Schwager, vollständiger als eine frühere, längst vergriffene Ausgabe. Ein kurzes einleitendes Kapitel beleuchtet den Wert dieses Briefwechsels als Dokument zur Mentalitäts- und Zeitgeschichte. Carl Haffter

Uarda Frutiger, *Ärztin im Orient, auch wenn's dem Sultan nicht gefällt.* Josephina Th. Zürcher (1866–1932). Basler Veröffentlichungen zur Geschichte der Medizin und Biologie, neue Folge, Fasc. 1. Basel/Stuttgart 1987.

Uarda Frutiger, ehemals Kinderärztin in Basel, schreibt die erste Biographie über Therese Josephina Zürcher (1866–1932), eine Biographie, die

wegen ihrer Anschaulichkeit hervorzuheben ist. Nicht nur schildert sie das Leben einer der ersten Ärztinnen überhaupt, sondern einer solchen, die ganz Außerordentliches geleistet hat. Sie stützt sich dabei weitgehend auf Manuskripte, welche die Stadtbibliothek Zürich aufbewahrt.

Dr. med. Zürcher wurde als eine der ersten Frauen zum Medizinstudium in Zürich zugelassen und bestand das Staatsexamen 1891. Hierauf war sie Stipendiatin bei Charcot in Paris und praktizierte in verschiedenen europäischen Städten, bis sie 1897 als Ärztin der Armenienmission ihren Arbeitsort in das damals Osmanische Reich verlegte. Sie war u. a. in Urfa, Aleppo, Haifa, Nablus und Jerusalem tätig, wobei ihr Arbeitsfeld alle Gebiete der damaligen Medizin umfaßte. Sie geriet nicht selten mit der türkischen Obrigkeit in Schwierigkeiten, namentlich weil sie die Harems besuchen durfte. Nach den Wirren des Ersten Weltkriegs verlegte sie ihre Tätigkeit nach Stuttgart. 1921 erkrankte sie an Tuberkulose und schrieb im Sanatorium eine Einführung in die Geschichtsphilosophie des Ibn Khaldun. Endgültige Heilung suchte sie jedoch in Jerusalem, wo sie bis 1930 verweilte. Die letzten Lebensjahre verbrachte sie in Stuttgart.

Diese für die Medizin im spätosmanischen Reich und die Tätigkeit der Frau aufschlußreiche Biographie ist ergänzt durch ein Verzeichnis der viele Themen berührenden Schriften von Frau Zürcher sowie durch zahlreiche Abbildungen. Antoinette Stettler

Hilary Marland, *Medecine and Society in Wakefield and Huddersfield 1780–1870*. University Press, Cambridge 1987.

Wakefield und Huddersfiels sind zwei Städte, die im westlichen Teil von Yorkshire in England liegen. Das ist der Wolle-, Baumwolle- und Kohlendistrikt, also der seit dem Beginn der industriellen Revolution hochindustrialisierte Teil Englands, der mit Bevölkerungszuwanderung größten Ausmaßes gekennzeichnet war. Während Wakefield seit dem 13. Jahrhundert als Stadt inkorporiert war, erlebte Huddersfield erst im 19. Jahrhundert einen größeren Aufschwung.

Das vorliegende Werk, eine erweiterte Dissertation, unternimmt es nun, die medizinisch/sozialen Bedingungen in der Zeit der beginnenden und sich entwickelnden Industrialisierung mit großer Genauigkeit zu beschreiben. Es fehlt nicht an zahlreichen Tabellen, um dies anschaulich zu machen (Bevölkerungswachstum, medizinische Versorgung u. a. m.). Es wird auf die Wirksamkeit der Ärzte mit Universitätsdiplom, die proportional zur wachsenden Bevölkerung im Laufe des Jahrhunderts eher abnahmen, auf die

Tätigkeit der Quacksalber vor allem bei der pauperisierten Schicht der Arbeiter und auf die zahlreichen Selbsthilfeorganisationen (friendly societies) hingewiesen. Besprochen wird auch die Armengesetzgebung, von London ausgehend, die eine Bürokratisierung des Gesundheitswesens mit sich brachte und gar nicht immer zum Wohle der Ärmsten diente. Die häufigsten Krankheiten waren Fieber verschiedenster Genese und vor allem die Tuberkulose in allen ihren Ausprägungen. Dazu kamen die Arbeitsunfälle.

Das gut geschriebene Buch ist auch deshalb verdienstvoll, weil es Aspekte der Provinz wie Ärztedichte, Krankheitsinzidenz und Selbsthilfe aufzeigt und sich nicht nur an den spektakulären medizinischen Erfolgen des 19. Jahrhunderts orientiert. Antoinette Stettler

Henri H[ubert] Mollaret und Jacqueline Brossolet, *Alexandre Yersin. Der Mann, der die Pest besiegte.* Benziger Verlag, Zürich 1987. 368 S.

Rechtzeitig zum hundertjährigen Bestehen des Pariser Instituts Pasteur im vergangenen Jahr erschien in sorgfältiger Übersetzung durch Reiner Pfleiderer nach dem französischen Original (‹Alexandre Yersin ou le vainqueur de la peste›, Librairie Arthème Fayard, Paris 1985) die deutsche Ausgabe einer biographischen Studie, die große Aufmerksamkeit verdient. Allgemein bekannt ist zwar, daß der aus Morges VD stammende John Emile Alexandre Yersin (1863–1943) in Hongkong 1894 den Pesterreger entdeckte, der heute ihm zu Ehren als Yersinia pestis bezeichnet wird; die darüber weit hinaus reichenden Verdienste des Forschers lassen ihn jedoch nahtlos in die Reihe universell gebildeter und tätiger Naturforscher früherer Jahrhunderte einreihen, was wohl weniger bewußt sein dürfte.

Prof. Henri Mollaret, Leiter der Abteilung für Bakteriologie und Mykologie am Institut Pasteur, und seine Mitarbeiterin Mme Jacqueline Brossolet sind mehrfach prädestinierte Biographen. Zum einen verfügen sie als Praktiker über das unabdingbare fachspezifische Detail- und Hintergrundwissen, zum anderen verstehen sie es, Yersin in seiner Bedeutung für die Entwicklung der Pasteur-Institute Indochinas darzustellen. Durch gute Kontakte zu früheren Mitarbeitern Yersins bzw. deren Angehörigen sowie die Einbeziehung von etwa tausend noch unveröffentlichten Briefen Yersins an seine Mutter ist die Quellenlage wesentlich verbreitert worden. Zwar ließen sich Ansätze zur «Hagiographie» nicht gänzlich vermeiden und stehen die (unbestreitbaren) Leistungen der Institutsväter (Pasteur, Roux, Calmette, Yersin) monolithisch im Raum, doch führt die unverkennbare

Faszination der Autoren für die schillernde Persönlichkeit des Porträtierten zu einer ungemein lebendigen, zeitlos fesselnden Darstellungsweise, die Fachleute wie Laien gleichermaßen befriedigen wird. So fragwürdig der Titel des Buches auch nach der Lektüre noch bleibt, er besitzt den großen Vorteil, einer breiteren Leserschaft die Schwellenangst zu nehmen und so möglicherweise das Andenken an den vielseitigen Gelehrten fester zu verwurzeln.

Einzelgänger aus Überzeugung, war Yersin dank seiner genial praktischen Veranlagung rastlos im Dienste der Wissenschaft tätig. Während seines 53 Jahre langen Lebens in Vietnam wirkte er u. a. als Schiffsarzt, Bakteriologe, Epidemiologe, Forschungsreisender, Kartograph, Anthropologe, Organisator, Architekt, Techniker, Viehzüchter, Farmer, Pflanzer, Hochschullehrer, Agronom, Ingenieur, Astronom und Meteorologe. Bescheiden wie er trotz aller Erfolge und Ehrungen war, hätte er gewiß nicht von einem Sieg über die Pest gesprochen. Dieses Verdienst – wenn man eine Infektionskrankheit überhaupt jemals besiegen kann!? – gebührt frühestens Gerhard Domagk (Sulfonamide, 1935). Einäugig ist desgleichen die Bewertung der Leistungen Simonds für die Erkenntnis der Übertragungsmechanismen der Pest. Hier steht eine genaue Untersuchung noch aus, die insbesondere die Rolle von Ogata und Sticker ('Pestformel'!) einzubringen hat. Ausbaufähig, wie bei den meisten populärer gehaltenen Werken, erweist sich die Bibliographie über Yersin [z. B. durch die Arbeiten von P. Hauduroy (1946), H. Galliard (1948), V. Bonifas (1984)] bzw. die Kontroverse mit Shibasaburo Kitasato [vgl. z. B. E. Lagrange (1926), A. G. Millot Severn (1927), N. Ogata (1955), D. J. Bibel u. T. H. Chen (1976), H. Mochmann u. W. Köhler (1984), W. Köhler (1985)] usf. Unverzeihlicherweise hat man dem Werk keine Illustrationen beigegeben, obwohl die Autoren bereits in mehreren früheren Artikeln aufschlußreiches und anschauliches Bildmaterial vorgestellt haben. Zumindest in der deutschen Ausgabe wäre ergänzend eine orientierende Landkarte zu wünschen, die das auch räumlich beeindruckende Wirkungsfeld Yersins deutlicher werden lassen könnte.

Gegenüber genannten kleineren Unstimmigkeiten und Mängeln besticht die Lebensdarstellung durch prägnante Klarheit, weitausgreifende Hintergrundinformationen, die Richtigstellung teilweise entstellend überlieferter Irrtümer und die schon angesprochene solide Quellenbasis. Dankenswerte Details am Rande, wie z. B. 60 Kurzbiographien im Anhang über Personen, die mit Yersin in direkter Beziehung standen, oder ein Ausschnitt der Publikationsliste der Autoren sind durchaus der Nachahmung zu empfeh-

len. Vor allem verdient das Bemühen um eine ausgeglichene Charakterzeichnung aufrichtige Anerkennung.

«Er [Yersin] war schüchtern, machte sich nichts aus öffentlichen Ehrungen, gab nichts auf das Urteil anderer und mied Kongresse und Journalisten. Er sprach nie über seine Person und tat von sich aus nichts für seine Popularität.» Fürwahr, ein bemerkenswerter Mann! Michael Quick

Dietrich von Engelhardt, Thomas Henkelmann und Annette Krämer, *Florenz und die Toscana. Eine Reise in die Vergangenheit von Medizin und Wissenschaft.* Birkhäuser Verlag, Basel 1987. 214 S., zahlr. Ill.

«Ein medizinhistorisches Reisebuch» soll es gemäß dem abweichenden Untertitel auf dem Schutzumschlag sein, das Gemeinschaftswerk des Lübecker Ordinarius für Medizingeschichte D. von Engelhardt und seiner Heidelberger Mitautoren, des Arztes T. Henkelmann und der Kunsthistorikerin A. Krämer. Wer nun glaubt, das Buch reihe sich ohne weiteres in die meterlange Reiseliteratur zur Toscana ein, wird sich schon beim ersten Blättern davon überzeugen können, daß hier neue Dimensionen erschlossen wurden. Eine Landkarte Europas, gezeichnet anhand des derzeit verfügbaren Schrifttums zur wissenschaftshistorischen Topographie, müßte sich für weite Teile – auch des deutschen Sprachraums – mit dem Vermerk 'terra incognita' begnügen. Das etwa ab 1957 lancierte ehrgeizige Projekt der DGGMNT einer lückenlosen Registrierung und Dokumentierung auch kleinster relevanter Denkmäler mußte schon nach wenigen Jahren wieder aufgegeben werden. Flächenübergreifende, wenn auch notgedrungen weitmaschige Darstellungen konnten in den 60er Jahren dank der großzügigen Unterstützung pharmazeutischer Unternehmen erscheinen, z. B. das von H. H. Eulner und G. Mann betreute «Itinerarium medico historicum: Ein Streifzug durch die Medizingeschichte Deutschlands» (Sharp & Dohme, München 1966, zwölf Hefte mit Übersichtskarten), die «Pharmazeutischen Reiseführer» (E. Merck, Darmstadt 1963–1976, zwölf Broschüren zu diversen Regionen Europas) oder R. Herrlingers zweiteilige Abhandlung «Medizinhistorisches in Dänemark» (Nordmark-Werke, Hamburg 1964, 1967). Maßstäbe für den Typus «Medizinhistorische Reiseführer» setzten jedoch vor allem die in der gleichnamigen Reihe (Herausgeber: E. Seidler) erschienenen Bände für Paris (E. Seidler, 1971) und Padua (G. Fichtner und H. Siefert, 1978), die als wissenschaftliches Handbuch sowohl für die häusliche Information wie als Vademecum am Reiseziel überzeugen. Das neue Reisebuch über die Toscana unterscheidet sich erheblich von den

genannten Vorläufern. Zunächst ist nicht speziell die Ärzteschaft allein als Zielgruppe anvisiert oder ausgesprochene Kenner der Gegend, sondern ein allgemein gebildetes Publikum. Im ersten Teil geben die Autoren deshalb zunächst einen sorgfältigen farbenreichen Überblick zu Geographie, Geschichte und Kultur der traditionsreichen Landschaft. Daran schließen sich grundlegende Ausführungen zur ärztlichen Praxis, zur Seuchenplage, zum Spitalwesen und zur künstlerischen Reflektion der Medizin während des Mittelalters und der frühen Neuzeit – den beiden Epochen, denen sich das Buch vorrangig widmet. Im zweiten Teil, der etwa zwei Drittel des Gesamtumfanges ausmacht, werden in alphabetischer Reihung 17 bedeutsame Orte mit zusammen 97 besuchenswerten Objekten vorgestellt, dazu noch 19 Heilbäder.

Den Löwenanteil der Beschreibungen beansprucht die Metropole Florenz: für insgesamt 35 lohnende Denkmäler ist knapp die Hälfte der topographischen Sektion erforderlich gewesen. Weitere bevorzugte Reisestationen sind die Städte Pisa, Arezzo, Siena, Pistoia und Lucca. A propos Reise: Ein Bibliophiler wird es kaum übers Herz bringen, seinen Cicerone den Strapazen der Fahrt auszusetzen. Der großformatige Band (24,5 × 30,5 cm) braucht nämlich durch seine opulente Ausstattung (Leineneinband, Hochglanzpapier, reiche Bebilderung exzellenter Qualität, großes Schriftbild) den Vergleich mit ausgesprochenen Kunstbildbänden nicht zu scheuen und paßt daher eher in das heimische Bücherregal als in die Autoablage. Weit gefächert ist die Skala der wissenschaftshistorischen Sehenswürdigkeiten, die von der Apotheke bis zum Botanischen Garten reicht, Kirchen und Hospitäler einbezieht, Museen und Sammlungen berücksichtigt, Buchwesen, Architektur, Malerei und Bildhauerei umfaßt. Neben dem direkten Zusammenspiel von Objekt und Beschreibung steht ergänzend der souveräne und detailkundige Rückbezug auf übergeordnete Zusammenhänge medizinischer und naturkundlicher Entwicklungen. Auf Details hier einzugehen, würde dem organischen Gestus des Werkes widersprechen. Den Autoren war es ein besonderes Anliegen, Anregungen und Hilfestellungen zu einem neuartigen individuellen Erleben der Toscana zu geben. Gleichzeitig könnte ihr Buch jedoch der trotz eigener Zeitschriften stagnierenden medizinhistorischen Topographie belebende Impulse übertragen.

Micheal Quick

Marie Gabrielle Hohenlohe, *Die vielen Gesichter des Wahns*. Huber, Bern/Stuttgart/Toronto 1988.

Es handelt sich um eine Sammlung von Porträtfotografien, aufgenommen um die Jahrhundertwende vom ärztlichen Direktor der kgl. Heil- und Pflegeanstalt Weinsberg. In bunter Folge defilieren die Gesichter von Schizophrenen, Manikern, Paralytikern an uns vorbei. Es war verdienstlich, dieses Thema aufzugreifen, denn noch manche ungehobene Schätze ruhen in den Archiven der großen europäischen Spitäler und Kliniken. Die knappe historische Einleitung besticht durch ihre wohldokumentierte Sachlichkeit und führt über zur Geschichte des Krankenhauses Weinsheim. Leider wird jedoch die Aussagekraft der Patientenporträts nicht diskutiert, und es wird nicht auf die Probleme der Beziehung zwischen Physiognomik und Psychopathologie eingegangen. Offenbar stellt sich die Autorin vor, daß die qualitativ hochstehenden, ja künstlerischen Fotos für sich sprechen sollen. Weshalb aber dann jedem Porträt noch einen Auszug aus der damaligen Krankengeschichte beifügen? Diese klinischen Notizen zeigen uns zwar, was die damaligen Ärzte beobachteten, was sie notierten und wie sie diagnostizierten. Ihr Wert ist aber für das Verständnis der Fotos bescheiden. Es zeigt sich einmal mehr, daß es kein typisches «Schizophreniegesicht» usw. gibt, so wenig wie wir aus den Zeichnungen der Geisteskranken eindeutige Diagnosen ableiten können. Aber in der Zeitepoche, in der die Fotos aufgenommen wurden, suchte man noch nach solchen Zusammenhängen. Das systematische Fotografieren der aufgenommenen Patienten wurde übrigens in den meisten psychiatrischen Krankenhäusern bis nach dem Zweiten Weltkrieg praktiziert, seither aber aufgegeben, so gut wie man auch die Bestimmung der Körperbautypen durch Messungen aufgegeben hat.

In einem temperamentvollen Nachwort wendet sich der heutige Direktor von Weinsberg, Prof. Riemer, der Neuzeit zu und stellt fest, daß nach wie vor ein großer Nachholbedarf in der Psychiatrie bestehe. Es ist wohltuend, so kraftvolle Formulierungen zu lesen wie z. B.: «Wie konnte das eigentlich so lange andauern? Wer trägt dafür die Verantwortung? – Den Anstoß zu einer Psychiatriereform gaben nicht die Psychiater. Diese wurden entweder nicht gehört, oder sie waren eingeschüchtert durch Beamtenstatut und durch Feldlazarettatmosphäre, als durch den Zwang, ständig grobe Mängel durch Improvisationen zu beheben ...» Christian Müller

Serge Jagailloux, *La médicalisation de l'Egypte au XIXe siècle (1798–1918)*. Ed. Recherche sur les civilisations, Synthèse n° 25. Paris 1986. 342 p.

Ce livre est la version abrégée d'une volumineuse thèse d'Etat, consacrée à

l'étude de la mise en place – au XIXe siècle – d'une médecine à l'occidentale, dans un pays qui n'étatit jusqu'alors pourvu que d'une médecine traditionnelle. Or, l'Egypte, pays de vieille civilisation, a été le premier, au XIXe siècle, à se doter spontanément et sans ingérence colonisatrice – d'un système sanitaire à l'occidentale. D'où l'intérêt d'une appréciation aussi objective que possible de cette «médicalisation», généralement considérée – dans nos pays occidentaux – comme l'un des facteurs essentiels de l'amélioration de la santé au XVIIIe et au XIXe siècle.

Dans son *Introduction*, l'auteur situe au préalable les grandes constantes de la vie quotidienne égyptienne: les facteurs géographiques, le rôle du milieu familial, des croyances et des superstitions populaires, qui toutes conditionnent le recours naturel – et quasi obligatoire – à la médecine traditionnel. Il n'en va pas de même de l'organsisation socio-économique qui, elle, va subir deux sortes d'évolutions: une lente modification des composantes sociales de cette société pluricommunautaire, qui s'oppose aux rapides mutations de la croissance démographique et de l'évolution des techniques, celles de l'agriculture et des communications en particulier.

La première partie de l'ouvrage – *Les structures sanitaires* – est divisée en deux périodes: l'époque du règne de Mohamed Ali (1805–1849) et de ses successeurs (1850–1882), et celle qui s'étend de l'occupation anglaise jusqu'à la veille de la «révolution de 1919». Serge Jagailloux y décrit la création du Service de santé militaire, la fondation de l'Ecole de médecine et de l'Hôpital civil, ainsi que la mise en place d'une organisation sanitaire pour la lutte contre les épidémies.

La deuxième partie – *L'efficacité de l'appareil sanitaire* – analyse successivement la démographie et la sociologie du corps sanitaire, l'éthique médicale et la déontologie de ses membres, et elle s'efforce de définir et de comparer les qualités offertes par la médecine occidentale en Egypte, dans la première et dans la deuxième période considérées.

Enfin, la troisième partie – *La santé en Egypte au XIXe siècle et son évolution* – nous brosse une fresque détaillée de l'évolution des maladies. Sont ainsi évoquées tour à tour les maladies épidémiques (peste, choléra, variole), les maladies infectieuses non épidémiques (tuberculose, syphilis, lèpre, rage, tétanos), les maladies parasitaires (bilharziose, ankylostomiase, amibiase et paludisme) ainsi que les maladies de la nutrition. Ce grand chapitre se termine par un aperçu de l'évolution des statistiques sanitaires qui nous informent sur la natalité, la mortalité infantile et la mortalité globale.

Cet ouvrage, riche de détails et de renseignements, est complété par un index onomastique – qu'on aurait souhaité peut-être plus exhaustif – et par un tableau synoptique, qui porte en parallèle les événements historiques, les découvertes scientifiques et les institutions sanitaires. Roger Mayer

Lucien Braun, *Paracelsus. Alchimist – Chemiker – Erneuerer der Heilkunde.* Eine Bildbiographie. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von *Katharina Biegger.* 158 Seiten [29 × 22 cm], reich, auch farbig illustriert, SV international/Schweizer Verlagshaus, Zürich 1988.

Die Paracelsus-Forschung macht nur einen ganz kleinen Teil der Medizingeschichtsforschung aus. Dabei sind die deutschsprachigen Gebiete (Deutschland, Österreich, Schweiz) am stärksten vertreten; im französischen Sprachraum ragt ein einsamer Paracelsusforscher in der Person des Straßburger Philosophie-Professors *Lucien Braun* heraus. Braun interessiert sich vor allem für die Geistesgeschichte Deutschlands im 16. Jahrhundert, folglich auch für Paracelsus. Anfangs 1988 erschienen Ergebnisse seiner Paracelsus-Studien als Buch, «Paracelse», im René Coeckelberghs Verlag, Luzern. Eine deutsche Übersetzung dieser Ausgabe, besorgt von *Katharina Biegger*, ließ das SV international/Schweizer Verlagshaus, Zürich, kurz darauf folgen. Ein stattlicher, hervorragend gestalteter Text- und Bildband entstand, vor allem bestechend durch die vielen ausgezeichneten, teils farbigen Bilder. Daß Paracelsus im Untertitel (auch) als «Chemiker» deklariert wird, ist wohl eine Verbeugung für die moderne chemisch-pharmazeutische Industrie, als deren Begründer Paracelsus – zu unrecht – eingestuft wird. Im Titel fehlt dafür jedoch der weit wichtigere Aspekt der Theologie: Paracelsus war Laientheologe – die Herausgabe seiner theologischen Schriften ist auf 12 Bände veranlagt!

Der Text von Lucien Braun verrät den Meister der Paracelsus-Forschung. Der Stoff ist in vier große Abschnitte gegliedert: 1. Ein Mann in schwieriger Zeit; 2. Paracelsische Grundanschauungen; 3. Einblick in Paracelsus' Denkwelt; 4. Anstoß zum Weiterdenken.

Die Übersetzerin, Katharina Biegger, zeichnet auch für die Bildlegenden, Anmerkungen und für das Personen-Verzeichnis (biographische Kurznotizen). Hier verlangen gewisse Mängel und Fehler bei einer eventuellen zweiten Auflage eine gründliche Überarbeitung. Der Fachmann korrigiert selbst schon; die Laienleser – und wir sind überzeugt, daß es sehr viele geben wird – haben Recht auf eine sachlich-richtige Information.

Willem F. Daems

Adressen der Rezensenten

Prof. Dr. med., Dr. med. h. c. mult. Erwin H. Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich
Dr. med. René Bernoulli, Amselstraße 35, CH-4059 Basel
Prof. Dr. Marcel H. Bickel, Pharmakologisches Institut, Friedbühlstraße 49, CH-3010 Bern
Dr. phil. Willem F. Daems, Weleda, CH-4144 Arlesheim
Prof. Dr. med. Carl Haffter, Petersgasse 50, CH-4051 Basel
Prof. Dr. med. Huldrych M. Koelbing, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 74, CH-8006 Zürich
PD Dr. med. Roger Mayer, 9, rue Michel-Chauvet, CH-1208 Genève
Prof. Dr. med. Christian Müller, Clinique Psychiatrique Universitaire-Prilly, CH-1008 Prilly
Michael Quick, Otto-Richter-Straße 16f, D-8700 Würzburg
Frau Dr. med. Antoinette Stettler, Kirchenfeldstraße 45, CH-3006 Bern

---

Redaktionsschlüsse für die nächsten Hefte des Gesnerus:

- **27. Februar 1989 für Heft 1/2 1989 (erscheint am 31. Mai 1989)**
- **29. August 1989 für Heft 3/4 1989 (erscheint am 30. November 1989)**